

«In dem Moment verliebe ich mich in sie»

Für das «Magazin», «GEO» oder den «Spiegel» reiste er weit und traf, was Rang und Namen hat. Heute steht sein Name für eine Qualität im Journalismus, die mehr und mehr in Bedrängnis gerät. Eine Begegnung mit Erwin Koch, seit 35 Jahren Reporter.

Tina Uhlmann, SDA

Am Morgen hat der Bär den Hund zum Zahnarzt gebracht. Jetzt sitzt er an einem blanken Beizentisch in Sursee und hat zwei Stunden Zeit. Viel zu erzählen. Vieles, das andere ihm erzählt haben. Sarah etwa, ein Mädchen, das an Leukämie erkrankte. Ricos Eltern, die ins Bodenlose fielen, nachdem der Elfjährige entschieden hatte, von einer Brücke in den Tod zu springen. Oder jene Frau im Gefängnis Hindelbank, die ihren Mann zu vergiften versuchte, weil sie es nicht schaffte, sich von ihm zu trennen.

Ungeteilte Aufmerksamkeit

«Das Scheitern interessiert mich», sagt Erwin Koch, «viel mehr als das Gelingen.» Der mehrfach preisgekrönte Luzerner Reporter trägt seinen Erfolg nicht vor sich her, spricht unaufgeregt. Warum öffnen sich ihm die Menschen? Der 61-Jährige zuckt mit den mächtigen Schultern, streicht sich über den Bart: «Vielleicht ist es meine Bärigkeit? Meine Langsamkeit?» Wer ihm gegenüber sitzt, am blanken Tisch, hat mit einem Mal Zeit. Zeit, die er teilt. Und seine ungeteilte Aufmerksamkeit. Sogar den Café crème schiebt er zur Seite.

Marke Koch

«Erwin Koch ist kein Glänzer», sagt Daniel Puntas Berner, Chefredaktor des Magazins «Reportagen», über einen seiner liebsten Schreiber. Und: «Er hat es geschafft, eine Marke zu werden» – etwas, das im Journalismus ganz selten ist. Denn der Journalist ist nur das Medium, nicht das Thema, auch wenn Selbstdarsteller zurzeit Hochkonjunktur haben. Erwin Koch sagt: «Ich möchte wenn möglich ganz aus meinen Texten verschwinden.»

Er gehe vorsichtig vor. Kontaktiere zum Beispiel erst den Anwalt einer Person, deren Geschichte er erzählen möchte. Schreibe einen Brief, lege einen seiner Texte bei, «damit man sich vorstellen kann, wie das etwa rauskommen könnte». Rund die Hälfte der Angefragten stimmen einem Gespräch zu. «Und wenn sie einmal Ja gesagt haben, sind sie zu fast allem bereit.» Lassen tief blicken, in ihre Abgründe, Nöte, Verzweiflungen. «In diesem Moment», erklärt Erwin Koch, «verliebe ich mich in sie».

Die andere Perspektive

Im Vorfeld jeder Begegnung hat der erfahrene Rechercheur alles über die betreffende Person «zusammengekratzt», was er konnte – er macht es vor, kratzt auf der glatten Tischplatte einen imaginären Haufen Informationen zusammen. Und imaginiert mögliche Momente, Situationen, in denen sich die auserwählte Person befunden haben könnte. Versucht, sich vorzustellen, wie sich das anfühlt. Versucht, die Welt aus ihrer Perspektive zu sehen.

Eine Variante der Wahrheit

Später wird er auch aus dieser Perspektive schreiben: «Ich schreibe wahre Geschichten.» Und, im Bewusstsein, dass es keine absolute Wahrheit gibt: «Ich entscheide mich für eine Variante der Wahrheit.» In Kochs Texten gibt es keine Gegenperspektive, keine scheinbare Objektivität. Der Bär sucht grösstmögliche Nähe zu den Menschen und verschiebt sich mit Leib und Seele der Subjektivität. Das kann so weit gehen, dass er in Ich-Form aus Sicht der Porträtierten schreibt, und selbst in der dritten Person auftaucht, etwa, wenn die Albanerin Sue-



«Das Scheitern interessiert mich viel mehr als das Gelingen», sagt Erwin Koch.

Bild Keystone

la Kasmi aus Bern-Bümpliz am Anfang seines Textes sagt: «Drei Stunden will der mit mir reden.»

Zur Morgenstund

Wie findet Erwin Koch nach solchen Begegnungen wieder zu sich selbst? «Beim Schreiben entliebe ich mich», antwortet er, ohne zu zögern. Sein Schreibprozess beginnt morgens um vier Uhr. Zum Schreiben muss der Tag unbeschrieben sein wie das Word-Dokument auf dem Bildschirm, «dann schreibe ich in meinen «Hudeln», T-Shirt und Trainingshosen, bis etwa 11 Uhr. Und habe das Gefühl, schon etwas geschafft zu haben.»

Analytisches Vorgehen

Aus den zusammengekratzten Informationen und den transkribierten Gesprächen destilliert Koch Stichwörter, legt sich ein Stichwortverzeichnis an und komponiert dann seinen Text anhand dieser Liste. Das ist ein analytischer, fast technischer Vorgang, bei dem er nicht an das Leid denkt, das er beschreibt, sondern an die Leserschaft, die er ansprechen, fesseln, zum Mitdenken und Mitfühlen verführen will. Vier Wochen arbeitet er im Schnitt an einem Porträt.

Er hätte gerne zwei Esel

Sein eigenes Privatleben am Dorfrand von Hitzkirch im Kanton Luzern schützt der Reporter sorgfältig. Einen Traum gibt er jedoch preis: «Ich hätte wahnsinnig gern zwei Esel.» Doch zum Haus mit Garten und Apfelbäumen gehören zwei Hunde. Blick auf die Uhr. Fast Mittag. Zeit für den Bären, seinen Hund beim Zahnarzt abzuholen.

Dieser Beitrag konnte mithilfe der Gottlieb- und Hans-Vogt-Stiftung realisiert werden.

Vielstimmige Texte aus Babylon

«Babylon Park» heisst ein Band mit gesprochenen Texten von Ariane von Graffenried. Die Autorin entfacht ein polyphones Sprachfeuer in Gedicht- und Prosaform.

Die Agglomeration ist ein sonderbares Biotop. Sie zeichnet sich ebenso durch Gewöhnlichkeit wie durch Vielsprachigkeit aus. Gerade deshalb fasziniert sie Ariane von Graffenried so sehr, dass sie der «Agglo» ein eigenes Kapitel in ihrem Buch «Babylon Park» widmet.

In «Fiunkunsch» erzählt sie, wie ein Filmemacher ein «dokumentales Agglo-Sittengmäu» inszeniert, in dem er die eigenen Eltern posieren lässt. Das Resultat ist von lachhafter Peinlichkeit. Wie alle Welt beginnt die «Agglo» im Kopf, in den «eigete Hirnregione».

Babylonische Verwirrung

Im «Babylon Park» setzt sich die Erzählerin neben den untröstlichen «Mr. Perfect». Sie spricht ihm aufmunternd zu: «Disparate sounds tüe niemerem weh». Beseelt vom Wunsch, alle Sprachen perfekt zu sprechen, leidet Mr. Perfect aber unter stammelndem Ra- debrechen.

Dieses sorgt für eine babylonische Verwirrung, doch zugleich steckt in ihm die Rettung. Ariane von Graffenried führt vor, wie sich mit Idiomen, Wor-

ten und Klängen spielen lässt. Lustvoll variiert sie Dialekt, Hochsprache und Schulfranzösisch, um schliesslich mit Englisch das Weite zu suchen.

Fern und nah

Die Welt steht damit offen: Monaco, Bermondsey, Istanbul. Doch das Zuhause liegt trotz allem in der «Alpebanlieue», zum Beispiel in Gündli-schwand, wo den Jungen nichts bleibt als wegzukommen. Vielleicht deshalb verströmen ihre Texte eine leise mondäne Traurigkeit.

Ariane von Graffenried schliesst an eine Spoken-Word-Tradition an, die ihre Wurzeln zum einen in der Avantgarde der Lautpoeten à la Eugen Gomringer und Gerhard Rühm, zum anderen in der Popkultur hat. Es ist kein Zufall, dass das Gedicht «Nad-ja», das Patti Smith gewidmet ist, den Band einleitet.

Lebhaft spannt die Autorin einen weiten sprachlichen Schirm auf, unter dem viele Überraschungen Platz haben. Berner Dialekt oft dadaistische Züge an, in Formulierungen wie «U o a d» (Und auch an die)

oder «wo o i mi fa aafa drääie» (wie auch ich mich beginne zu drehen).

Zwei schillernde Hommagen an Dada, in den Gestalten von Emmy Hennings und der ver-gessenen Elsa von Freytag-Loringhove, bekräftigen die historische Rückbesinnung.

So wie Letztere in Dada-Zeiten gefährlich zwischen urbaner Boheme und Absturz in die Gosse schwankte, erkundet auch Ariane von Graffenried die Ambivalenz von «Aristokratie und Wahnsinn». Justament vor dem Haus der Bernburger Madame vo Schnurebärger wartet das Drogenabsturzopfer Agnes, die «weiss, sie isch zungerscht / sie weiss, dass si närvt».

Flüchtige Geborgenheit

«Babylon Park» rundet sich mit Sprachwitz zu einem Panorama der modernen Befindlichkeit. Diese wird emotional aufgehoben im Sonntagsbraten zu Hause «i dr Wirtschaft uf dr Bütschelegg». Für einen kurzen Moment blitzt hier ein Gefühl der Geborgenheit auf, das zugleich weiss, dass es abends wieder zurück ins Unterland geht. sda

Jungfrau (14), männlich, sucht: Flurin Jeckers Debütroman «Lanz»

Der 14-jährige Lanzelot schreibt, was er erlebt und fühlt – der Debütroman von Flurin Jecker ist ein Klassiker in modernem Gewand.

«Ich wollte Lynn und keinen Scheiss-Blog»: So lautet der erste Satz von «Lanz», dem Romandebüt des Berners Flurin Jecker. Erzählt wird von einem 14-Jährigen, der im Schlitz zwischen Kindheit und Erwachsensein feststeckt und sich in einem nicht ganz freiwilligen Blog den Frust vom Leib schreibt. Lanzelot, genannt Lanz, hat sich überreden lassen, in der Projektwoche den Kurs «Blog» zu belegen. Denn dort hofft er, auf die von ihm angebetete Lynn zu treffen. Doch diese scheint gar nicht teilzunehmen, was Lanz zum Verzweiflungsschrei «Ich wollte Lynn und keinen Scheiss-Blog» veranlasst.

Aber weil im Blog-Kurs irgendetwas geschrieben werden muss, schreibt Lanz halt auf, was er in dieser Woche erlebt und vor allem fühlt. Das vorliegende Buch ist das Resultat dieser Bemühung – es ist, wovon es erzählt. Der sonst nicht

eben zielstrebige Lanz entwickelt nämlich einen erstaunlichen Fabulierfleiss. «Der Apfel fällt nicht weit vom Ross», stellt sein Vater, ein Journalist, mit Genugtuung fest.

Noch kein Mädchen geküsst

Lanz' Eltern sind seit sieben Jahren getrennt. Wie viele Scheidungskinder wünscht er sich insgeheim eine Wiedervereinigung, das äussert sich vor allem in Erinnerungen an schöne gemeinsame Zeiten. Doch die Tür zum Kindheits-Paradies ist hinter Lanzelot ins Schloss gefallen – auch wenn ihm der Vater immer noch Smileys in den Cervelat ritzt. Die Erwachsenenwelt nimmt den 14-Jährigen noch nicht auf. Zu gern hätte er eine Freundin – nicht für Sex, einfach um «mit ihr zu schreiben» (Kurznachrichten) und sie ab und zu nach Hause zu nehmen. «Ich bin eigentlich noch gar nichts», schreibt er, «noch nicht einmal Jungfrau». Denn er hat noch kein Mädchen geküsst. Dass er mit 14 noch nicht weiter ist, stimmt ihn schon sehr nachdenklich.

Lanz fühlt sich regelmässig wie «allein auf der Welt». Als er ausbüxt, weil ihn der Kurs

nervt und Lynn sich ihm entzieht, merkt seine viel beschäftigte Mutter noch nicht einmal, dass er weg ist...

«Lanz» ist ein Klassiker in modernem Gewand. Lanzelot ist einer von heute: Er spielt «Heroes of the Storm», er kiff, benutzt ausgiebig Schimpfwörter wie «Scheiss», «Mongo» oder «behindert» und lässt sich von Nirvana den Soundtrack zu seinen Erfolgen und Tiefschlägen liefern: von «You know you're right» bis «Something in the way».

Trotz Erfüllung vieler Klischees ist Lanzelot ein origineller Charakter: verzagt, uncool, empfindsam, mit Fantasie und trockenem Humor begabt. Bei der Lektüre erschweren allerdings oft mundartliche Ausdrücke das Verständnis: «gleich», statt hochdeutsch «trotzdem», «hören» statt «aufhören», «glaub» statt «vermutlich» – da stolpert man beim Lesen öfter drüber. Es entsteht fast ein bisschen der Verdacht, hier würde in Gefolgschaft von Autoren wie Michael Fehr, der wie Jecker am Literaturinstitut Biel studiert hat, das Erfolgsmodell «dialektal gefärbte Schriftsprache» nachgeahmt. sda